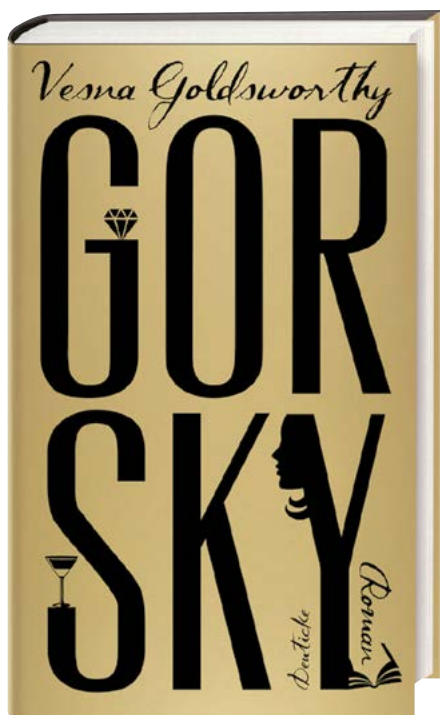


Leseprobe aus:
Vesna Goldsworthy
Gorsky



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2016





Vesna Goldsworthy

Gorisky

Roman

Aus dem Englischen von
Henriette Heise

Deuticke

Die Originalausgabe erschien erstmals 2015 unter dem
Titel *Gorsky* im Verlag Chatto & Windus (Vintage Publishing/
Random House Group Company), London.

1 2 3 4 5 20 19 18 17 16

ISBN 978-3-552-06310-5

Copyright © Vesna Goldsworthy 2015

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2016

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

Für Jacqueline Lewis

So lautete der Bericht der englischen Gesandtschaft dessen, was sie in Russland gesehen und erlebt hatten, und ihr Zeugnis fand Bestätigung bei Eintreffen der russischen Gesandtschaft in England. Ihre Gewänder, ihre Gestik und ihre Art, zu grüßen, waren von wilder, barbarischer Natur. Der Botschafter und die Granden in seiner Begleitung waren so wunderschön, dass ganz London zusammenkam, sie zu bewundern, und so schmutzig, dass sie zu berühren niemand wagte. Auf den Hofbällen hinterließen sie eine Spur von Perlen und Ungeziefer.

Thomas Macaulay,
The History of England (1848)

So ein Geschäft macht man nur einmal im Leben. Wenn man Glück hat.

Zuerst kam ein Jahr rauschender Feste, ein unerwartetes, unverdientes Jahr, das in meinem Leben seinesgleichen sucht. Dann hörte plötzlich alles auf, und ich musste zu meinem vorherigen Selbst zurückkehren, in eine andere Sprache, an einen anderen Ort. Gorsky hat mein Leben verändert.

Ich erinnere mich noch gut an seinen ersten Besuch im Laden. Dieser Mann war nicht zu übersehen, selbst in einer Stadt wie London nicht, in der Millionen Menschen um Aufmerksamkeit ringen. Hier stolzieren die Leute exhibitonistisch durch die Gegend, als ob sie einen YouTube-Clip über sich drehen würden. Dieser Herr aber war auf stille Weise auffallend: fremdländisch, vermögend, auch in Bewegung unbewegt, stets auf niedriger Lautstärke. Sein langes, aristokratisches Gesicht hatte einen melancholischen Ausdruck, und der maßgeschneiderte Anzug war so gänzlich englisch, dass ich ihn zunächst für einen Preußen halten musste.

In diesem Teil von Knightsbridge und Chelsea versuchen sich viele überflüssige deutsche Fürsten in Kunst und Antiquitäten. Die derer von und zu geben üblicherweise im Verhältnis zu ihren mageren Mitteln horrenden Summen für ihre Garderobe aus. Sein Vermögen belief sich auf Milliarden, mehr jedenfalls, als man in einem einzigen Menschenleben ausgeben, geschweige denn brauchen konnte. Er kleidete sich dementsprechend, aber man musste genau

hinsehen. Sein Reichtum schrie nicht, er flüsterte vielmehr durch strahlend weiße ägyptische Baumwolle, edlen Kaschmir und weiches Kalbsleder und das Ticken des präzisen Platinuhrwerks der Welt. Er besaß so viele nahezu identische Maßanzüge aus der Savile Row, dass er mit ihnen vermutlich verfuhr wie andere Leute mit Papiertaschentüchern. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er sich mit ihrer Reinigung aufhielt. Und obwohl ich mein halbes Leben damit verbracht hatte, aus dem Ladenfenster schauend das Ursprungsland der Passanten zu erraten, hatte ich bei ihm nicht im Entferntesten an Russland gedacht. Es war nicht nur das sehr helle blonde Haar, das nicht recht zu den vereisten Sümpfen der Newamündung passen wollte. Etwas an seinen Gesichtszügen, das ich nicht hätte beschreiben können, ließ mich ans alte Königsberg denken. Durch das längliche und schmale, wie in Kristall gemeißelte Gesicht mit der langen, geraden Nase und den einen Hauch zu eng stehenden blauen Augen erschien er größer, als er war, und wie einer anderen Zeit entstammend – der beste Freund Ernst Jüngers, der Ewige Balte, Byrons germanischer Brieffreund abgebildet von Caspar David Friedrich in einer Drehbewegung zum Betrachter mit einem tiefen Gedanken über die vereiste See im Sinn.

Die Russen waren zäher, massiger und roher, wenn auch unleugbar gutaussehend. Ich spreche natürlich nicht von den Russen im Allgemeinen, sondern nur von den paar im Umkreis dieser teuersten Londoner Bezirke, dieser Gruppe Selbsternannter, die einer Generation angehörten, die man im Westen die Babyboomer nannte. In Russland waren sie wieder da angekommen, wo sie angefangen hatten. Sie waren in beengten Wohnverhältnissen aufgewachsen, hatten Milliarden mit Erdöl, Erdgas und ausgeklügelten Betrüge-

reien verdient, sie für Villen, Wetten, Weiber und den gelegentlichen Auftragsmord ausgegeben und saßen jetzt wieder wie im bösen alten Kommunismus zusammen am Spieltisch. Die einzige Veränderung waren die Scharen von Bodyguards um sie herum. Auch dass er Jude war, hätte ich wissen müssen. Aber schließlich war seine jüdische Identität für ihn und Natalia wichtiger als für mich. Sie waren Russen. Ich bin es nicht.

Ich komme aus einem kleinen, unbedeutenden Staat in einer unbedeutenden Ecke Europas und bin froh darüber. Für diese Geschichte ist meine Herkunft nur im Negativen relevant, insofern nämlich, dass ich weder Engländer noch Russe bin. Als alles vorbei war, war sie außerdem das Einzige, das in den Bildunterschriften unter unscharfen Fotos von Gorsky und mir, später von mir allein, übrig blieb, als wäre sie mein einziges Merkmal. Und das, obwohl sie das Letzte war, nach dem ich in einer Beschreibung meiner selbst gegriffen hätte. Ich bin von der Art des Tumbleweed, das sich nach vollendetem Wachstum von seinen Wurzeln trennt und ungebunden durch die Steppe rollt. Mein Exil war mir nicht unangenehm. Ich hatte es selbst gewählt.

Im Rückblick herrschte in London diese ganzen Monate über Novemberkälte. Meine Erinnerungen sind deutlich, aber sie halten sich nicht an den Kalender. England bot der Erinnerung keine Jahreszeit, an der sie festmachen konnte. Wenn einmal Blau durchblitzte, konnte es auch von Constable oder Turner stammen: Man besuchte die Museen, um dem Grau zu entfliehen. Es regnete die ganze Zeit, und eine Wetterveränderung bestand darin, dass der Regen sich zu Graupel verdichtete. Ein- oder zweimal hob ich auf dem Weg zur Arbeit den Blick und sah kurz eine

blasse Scheibe durch die über matschigen Gärten hängenden Wolken hindurchschimmern. Ob es eine frühe Morgensonne war oder ein verspäteter Mond, es hing einfach da oben, wie die Versuchung eines Diebes. Mittfrühling fühlte sich an wie Winteranfang, so scherzte man jedenfalls. Dieses ganze jahreszeitenlose Jahr hindurch kamen die Leute in die Buchhandlung, schüttelten sich, kommentierten das Wetter, lasen die Buchrücken, bis sie sich aufgewärmt hatten oder etwas Interessantes gefunden hatten, nahmen es aus dem Regal, notierten Titel und Autor für die Onlinebestellung und stellten es zurück. Fynch's Bookshop verschluckte zwar allein achttausend Pfund an Monatsmiete, hätte aber ebenso gut ein Ausstellungsraum für den Online-Buchhandel sein können. Nur ein paar gute Seelen kauften etwas, aus Schuldgefühl, bevor sie wieder im Regen verschwanden: eine Postkarte vielleicht oder, wenn sie besonders guter Laune waren, einen der dünnen Gedichtbände, deren Verkaufszahlen so niedrig sind, dass sich der Internethandel nicht die Mühe eines Preisnachlasses macht. Es war eine magere Ausbeute, aber wenn der Winter zumindest kalendarisch vorüber war, nahm das Geschäft an Fahrt auf, im Vergleich zu unseren Zahlen im Rest des Jahres jedenfalls, die, wenn wir ehrlich sind, eine ziemliche Katastrophe waren.

Bei Fynch's kauft man keine Strandlektüre. Es sei denn, es handelt sich um einen Privatstrand. Und das Geschäft liegt sprichwörtlich abseits ausgetretener Pfade in einer Seitenstraße versteckt, in der es außer ihm keinen weiteren Laden und dementsprechend wenig Laufkundschaft gibt. Nur jemand, der nichts verkaufen will, würde einen Buchladen in einer Häuserreihe im Niemandsland zwischen Knightsbridge und Chelsea eröffnen, im Reich der Innenarchitek-

ten und gefällig möblierten Heime, in denen drei von vier Büchern zum Dekor gehören. Das ist übrigens keine Rhetorik, sondern Statistik.

Eine Ausnahme ist das »alte Chelsea«, der alte Geldadel des Stadtteils. Ein »altes Knightsbridge« gibt es nicht mehr, es sei denn, man zählt die erste Welle Kuwaiter mit, die von jenen verdrängt worden sind, für die Zitronenlimonade mittlerweile interessanter ist als Öl. Hingegen sind diejenigen, die zum »alten Chelsea« gehören, Fynch's sogenannte Stammkundschaft, englisch bis auf die Marks-&-Spencer-Unterwäsche. Sie vertändeln die letzten Pennies ihres imperialen Kleingelds auf würdevolle Weise, wozu auch der gelegentliche Kauf eines Buches gehört. Ich ziehe das »alte Chelsea« den Neureichen des »neuen Chelsea« und ihrer festlandeuropäischen und nordamerikanischen Vereinnahmung des guten Stils nicht unbedingt vor, aber meiner Herkunft wegen bin ich zu einer gewissen Sentimentalität gegenüber jeglicher Gruppe prädestiniert, die gemeinschaftlich blöd genug ist, sich von ihrem eigenen Grund und Boden vertreiben zu lassen. Das »alte Chelsea« ist eine aussterbende Spezies, und mit ihnen werden auch die Buchbestellungen von Biografien über Viscount Allenby oder Kardinal Soundso und Gespräche über den »schlüpfrigen jungen Autor« Martin Amis aufhören. Selbst die Kinder des »alten Chelsea« wollen lieber nach neuem Geld aussehen, wenn sie auch keines besitzen.

An jenem Morgen, an dem er das erste Mal den Laden betrat und mich fragte, ob er mich sprechen dürfe – mich sprechen *dürfe* –, sah ich ihn aus einem langen, silbernen Bentley oder einem ähnlichen Fahrzeug steigen, das wohl dem Angriff einer Panzerabwehrrakete standgehalten hätte. Ich

war überrascht, dass er sich dem Laden zuwandte. Zögernd und steif stand er da, während er wie ein Monokelträger mit einem Auge das Ladenschild betrachtete. Obwohl er gewiss mehr Geld ausgab als jeder, dem ich in meinem Leben begegnet war, verbrachte er wohl nicht viel Zeit mit *Shopping*. Ich konnte immer noch nicht glauben, dass er in den Laden kommen würde, und beobachtete ihn durch das regennasse Schaufenster, hinter dem ich täglich stundenlang an einem Schreibtisch voll handschriftlicher Quittungen saß (beim »alten Chelsea« sehr beliebt), mit einem Plakat im Rücken, auf dem die Kunden um Unterstützung für ihre örtliche Independent-Buchhandlung gebeten wurden. Und ob wir *independent* waren. Echte Büchernarren. Das Schreibtischchaos mochte nach Arbeit aussehen, aber ich las nebenbei mindestens zwei Bücher am Tag, auch wenn vergleichsweise viel los war. Ich hatte wirklich nicht erwartet, jemals mit dem *Big Business* in Berührung zu kommen, aber dieser Mann sah ganz danach aus. Alles wies darauf hin, von der Art, wie er sich die Wagentür öffnen ließ, ausstieg und dem elegant gekleideten Chauffeur Anweisungen gab, bis zu der Haltung, in der er scheinbar zufällig durch die Regale strich, während ich eine Kleinigkeit erledigte und die Plauderei mit einer morgendlichen Stammkundin beendete, und dem Ton, in dem er schließlich die Frage, ob er mich »sprechen dürfe«, hervorbrachte.

Unsere morgendlichen Stammkunden waren meist ältere Damen mit sorgfältig frisiertem, violett-weißem Kurzhaarschnitt, die schon seit morgens um halb fünf Uhr auf waren und gern nach Büchern über unverheiratete, kultivierte Frauen von Autorinnen wie Anita Brookner oder Salley Vickers fragten, mit deren Heldinnen sie sich ganz identifizieren konnten, obwohl sie selbst oft mehr als ein-

mal geheiratet hatten. Nur eine Bankierswitwe kann sich eine Immobilie in dieser Gegend Londons leisten, und einige dieser toughen alten Damen hatten es auf mehrere Bankiers gebracht. Sie schlugen gern im Gespräch mit mir eine halbe Stunde tot, bevor sie sich zum Peter Jones chauffieren ließen und sich im Panoramacafé des Kaufhauses den Rest des Morgens vertrieben. Dass ich Ausländer war, war in ihren Augen ein Vorteil, weil sie mir mit so viel Freude ihr Land erklärten. Und das, obwohl ihnen England mittlerweile mindestens genauso fremd war wie mir. Sie waren meine besten Kunden. Sie kauften niemals online. Nicht, weil sie etwas gegen das Internet hatten, sondern weil sie gar nicht wussten, dass so etwas heutzutage möglich war.

Ich verkaufte nicht aus Leidenschaft Bücher, wenn ich mir auch alle Mühe gab, es so aussehen zu lassen. Ich hatte mich in den frühen Neunzigern nach Großbritannien hineingeschlichen, ein Wehrdienstverweigerer mit einem Doktor in Englischer Literaturwissenschaft. Die Promotion war die Spätfolge einer rätselhaften platonischen Anglophilie, die ich mir mit Anfang zwanzig zugezogen hatte. Meine mittelmäßige Arbeit über William Hazlitt hatte mir schon in meinem Heimatland nichts gebracht, geschweige denn an Bord von »Mutterschiff Britannia«, wo es vor Ph.D.s in Englischer Literatur nur so wimmelt, Hazlitt als völlig überholt gilt und man sich modebewusst dem Studium der neuesten Post-Ismen hingibt. Ich kam als Flüchtling nach London, in einer durch die Balkankriege ausgelösten Flüchtlingswelle, die anschwell und sich an den harten, aber porösen Klippen von Dover brach. Wer von Hemingway und Fitzgerald als der verlorenen Generation spricht, hat keine Ahnung, was es bedeutet, sich wirklich verloren zu fühlen.

Meine Reise von dort (die Zweizimmerwohnung meiner Eltern in einem Betonmonster am Rand der Hauptstadt, die auf dem Polaroid meiner Erinnerung genau in dem Moment erstarrt ist, in dem der Briefträger klingelt, um den Einberufungsbescheid zu überbringen) nach hier (Christopher Fynch's Bookshop in Chelsea an einem nassen, trüben Morgen) war mit Lügen gepflastert, von denen die erste, aber längst nicht die letzte, darin bestanden hatte, dass meine Mutter vorgab, ich sei schon geflohen. Gleichzeitig hatte sie sich geradewegs und mit dreimaliger Wiederholung wie im Gebet geweigert, irgendetwas für mich zu unterschreiben.

Wer hätte gedacht, dass sie zu Ungehorsam gegenüber dem Staat fähig war. Sie sah aus wie ein Blatt, das der leichteste Windhauch verwehen würde. Als sie mich mitten in der Nacht zur ungarischen Grenze fuhr, wusste sie noch nicht, dass ihr Körper krebszerfressen war. Viele derer, die blieben und kämpften, verachteten Leute wie mich später. »Feige Bräute« nannten sie uns. Mutter war ein besserer Mensch als ich. Lieber, sagte sie, sähe sie mich überhaupt nicht wieder als mit einem Gewehr in meiner Hand. Ihr Wunsch ging in Erfüllung.

Im Rückblick sieht mein Weg nach London vergleichsweise schmerzlos aus. Der Tod meiner Eltern und der darauf folgende Verkauf ihres ärmlichen Heims für stolze zehntausend Euro – der höchste Betrag, den ich je besaß – festigten meine Fähigkeit, mich von meinen Gefühlen zu lösen. Diese Gabe war mir mindestens ebenso nützlich wie die Fähigkeit, meine Wurzeln zu kappen. Außerdem war ich schon immer, das gebe ich gerne zu, ein verdammter Glückspilz gewesen.

Nachdem ich meinem Bildungsweg bis in die letzte Sack-

gasse gefolgt war, um mich den Herausforderungen und dem Alltag einer einträglichen Beschäftigung so lange wie möglich zu entziehen, stellte ich fest, dass ich wenig Ambitionen hatte. Von diesen überlebten wiederum noch weniger die Überfahrt von Holland, wo ich ein paar Nächte im Haus eines alten Schulfreunds unterkam, der in Belgrad Maler gewesen war und hier als Anstreicher arbeitete. In Amsterdam wimmelte es von Verweigerern vom Balkan, die sich an legalem Hasch und der Gesellschaft Gleichgesinnter berauschten. Hätte ich handwerkliches Geschick gehabt, wäre ich auf dem Festland geblieben.

Nachdem ich in Großbritannien eine Arbeiterlaubnis erhalten hatte, landete ich genauso zufällig im Buchhandel, wie ich, bevor mit der Arbeiterlaubnis zu rechnen gewesen war, in die Maisonettewohnung am Eaton Square geraten war. Sie gehörte der britischen Frau eines amerikanischen Bankers, die ein männliches Au-pair für ihre In-vitro-Drillinge haben wollte. Männliche Au-pairs waren gerade *en vogue*. Eine bestimmte Qualifikation war nicht nötig, aber sie fand wohl, dass der Input eines Dr.phil. eine ausgezeichnete Ergänzung zu der sorgfältigen Vollzeitpflege des philippinischen Kindermädchens darstellen würde. Das philippinische Mädchen war so hingebungsvoll wie wortkarg. Ich brachte die Jungs zur Schule und spielte mit ihnen Fußball im Hyde Park. Sie mochten mich, und auch ich konnte sie gut leiden – beiderseits ohne tiefere Bindung. Nachdem man meine Dienste nicht mehr brauchte, sah ich sie gelegentlich, wenn sie von Oxford, Princeton und Brown nach London kamen, um Mum und Dad zu besuchen. Im Gegensatz zu Mum und Dad lasen die drei. Wenn sie im Laden vorbeischaute, nannten sie mich auf übertrieben amerikanische Art *dude*. Heutzutage wünschen sich

die meisten britischen Kinder, Amerikaner zu sein, und die drei Jungen zogen den Vater ohnehin der Mutter vor.

1995 nahm ich die Stelle bei Christopher Fynch an. Christopher war Buchhändler und Gentleman in einem, aber nicht in dieser Reihenfolge: Er war jederzeit ein Gentleman, Buchhändler aber nur gelegentlich für ein paar Stunden, wenn es ihm beliebte, nach mir zu schauen. Die Bezahlung war miserabel, aber mehr warf das Geschäft nicht ab – und eigentlich nicht einmal das. Wir kamen gerade so aus. Christopher war seit 1987 verwitwet und hatte zwar eine Stieftochter, kaum jünger als er, die irgendwo in West Hampstead lebte, eigene Kinder aber gab es nicht. Das habe der Mumps erledigt, erwähnte er einmal. Ich bezweifle, dass ihm viel an der Vaterschaft gelegen hatte. Ich bin mir nicht einmal sicher – trotz seiner Ehe mit einer achtzehn Jahre älteren Frau –, ob Christopher Fynch homo- oder heterosexuell war. Zwar lebte er in anderer Hinsicht ganz und gar nicht asketisch (wovon sein täglicher Besuch des La Poule au Pot bei einer halben Flasche Claret zeugte), doch in allem, was auch nur im Entferntesten mit Sexualität zu tun hatte, war Fynch ganz der weltfremde »alte Knabe«. Für Männer wie ihn war Enthaltbarkeit erfunden worden. Er mochte mich, und ich mochte ihn, aber ich erwartete nicht, dass er mich als Erben für die Buchhandlung oder Sonstiges einsetzen würde. Geld hatte mich nie besonders interessiert. Außerdem gab es nicht viel zu erben.

Das Geschäft kroch wie die englische Kälte. Bis Gorsky auftauchte und uns einen Vorschlag unterbreitete. Irgendetwas an dieser einsamen, stillen Erscheinung brachte mich dazu, ihn in meinem E-Mail-Verkehr mit Fynch von Anfang an »Den großen Gorsky« zu nennen. Mein Chef

schrieb gerne E-Mails, trotz der obligatorischen affektier-
ten Technophobie des verstaubten Eton-Alumnus. E-Mails,
oder E-Pisteln, wie er sie nannte, ermöglichten es ihm, im
Bett zu bleiben, wenn ihm danach war. Damit war er nicht
allein. Die alternde Bevölkerung der gesamten Insel lebt
in der leichten Lethargie einer postkolonialen Depression.

»Mein Name ist Gorsky. Roman Borissowitsch Gorsky«,
sagte der preußische Prinz in schottischem Kaschmir
schließlich, nachdem er die Bücherregale von Fynch's eine
knappe halbe Stunde lang begutachtet und hier und da
einen Band heruntergenommen hatte, um darin zugleich
achtsam und abwesend zu blättern. Sein Akzent war unver-
kennbar russisch, sein Englisch gewählt und korrekt.

»Mein Name ist Gorsky. Roman Borissowitsch Gorsky«,
hatte er mit einer Stimme gesagt, in der sich Sanftheit mit
der Rauheit eines Rauchers verbanden. »Ob ich Sie kurz
sprechen dürfte.«

»Sprechen Sie Russisch?«, fragte er weiter, während ich
aufstand. Ein Buch fiel von meinem Schoß, und ein Stoß
handgeschriebener Quittungen flatterte zu Boden. Ich
stammelte etwas von verstehen und lesen können. Meine
Muttersprache war immerhin sehr ähnlich.

»Was lesen Sie denn?«, fuhr Roman Borissowitsch auf
Englisch fort. »An russischer Literatur, meine ich.«

»Babel. Bunin. Bulgakow.«

Er lächelte über die B-lastige Liste.

»Aber auch Tschekow ... und natürlich Tolstoi.« Ich
konnte seinen literarischen Geschmack nicht einschätzen
und wollte deshalb alles abdecken.

»Dostojewski nicht?«

Ein Schmunzeln zuckte um seine Mundwinkel. Er
wusste, dass ich gefallen wollte.

»Tja, ja. Und nein ... früher schon. Heute aber ist er, glaube ich, nicht mehr das Richtige für mich. Das Leben ist schwer genug, möchte man meinen ...«

Das war daneben. Was faselte ich da über Fjodor Michailowitsch, und was sagte das über mich? Alles um mich war Beweis dafür, dass das Leben, meines eingeschlossen, alles andere als schwer war. Aber er hatte ohnehin nicht zugehört.

»Lyrik?«

»Ja, auch Lyrik. Zwetajewa. Andrei Bely. Achmatowa. Blok. Das Silberne Zeitalter allgemein. Und natürlich Puschkin. Wie wir alle. Wie kann man nicht Puschkin lesen?«

Wie tiefsinnig, Nikola, dachte ich, noch während ich diese entsetzlich vorhersehbare Liste abspulte.

Und das war es. Das war das kurze Gespräch. Der Auftrag, der Fynch's Bookshop für annähernd zwei Jahre verwandeln würde, war zunächst nur ein Nachsatz. Gorsky war beinahe aus der Tür, als er auf den Grund seines Besuches zu sprechen kam.